

Laudatio Schubart-Preis 2015 an Katja Petrowskaja (gehalten am 15. März 2015)

Als wir uns zum ersten Mal begegneten, war es später Nachmittag, die Zeit verwirrenden Zwielfichts. Wir blinzelten uns gegenseitig scheu und fragend an. Katja Petrowskaja saß an einem kleinen runden Tisch, lehnte sich halb auf ihren Koffer und hielt sich an der eigenen Hand fest. Das schöne Bild einer verlorengegangenen Reisenden, dachte ich und wollte sie beruhigen, ihr sagen, dass sie richtig ist, da, wo sie sich hingezogen hatte, dass ich mich freue, sie zu sehen. Aber sie, sie hörte nicht zu, sondern begann zu reden. Sie erzählte von einem Unfall, der fast geschehen wäre, fast auf einer Berliner Allee. Sie erzählte von einer Freundin, vom Jungen der Freundin, der fast, sie sagte, „ja ich“, „weil ich über die Straße gerufen habe, warum? „Fast“, sagte sie, „die Straße, die Autos, das Kind. Unvorstellbar, was hätte geschehen können.“

Es war das letzte Augustwochenende während des jährlichen, im Erlanger Schlosspark stattfindenden Poetenfests. Das Theater-Café, in dem wir uns halb zufällig trafen, gehörte einem türkischen Dichter, der von seiner Dichtung nicht leben konnte und deshalb Meseteller und Linsensuppe zubereitete und einsam wirkte mit seinem blau-karierten Handtuch über der Schulter. Einsam wie sein über den Koffer gebeugter Gast, beide erstaunt über die Welt, in der sie gelandet waren, beide in dem hybriden Zustand des einheimischen Fremden. Beides Fremde, die sich den flirrenden Blick erhalten haben, beide auf der Suche nach den passenden Worten, um etwas festzuhalten, das schon verloren scheint, aber verdient, *verdient*, nein, das unbedingt eine Öffentlichkeit bekommen *muss*.

„Was wäre wenn?“ Das ist einer der nachwirkenden Sätze, die in dem Buch mit dem halb tastenden, halb fragenden Titel: „Vielleicht Ester“ stehen. „Was wäre wenn, was wäre falls, was, wenn es nicht geschehen wäre?“ Und schon, meine Damen und Herren, liebe Preisträgerin, sind wir dort, wo die Erinnerung ihr Wechselspiel zwischen der Gewissheit und dem Ungewissen treibt, und in diesem Moment, an diesem März-Sonntag in Aalen dafür um ihre Aufmerksamkeit bittet.

Unsere Gegenwart - liebes Festpublikum – steht auf der Kippe zur Zukunft. Wir alle, jeder Einzelne von uns manövriert am Rand des Unbekannten. Exakt aus dieser nun auch in dieser Minute schon vergangenen Gegenwart, mit einem realen oder imaginären Koffer, ist die Autorin Petrowskaja vor Jahren aufgebrochen, um ihre Geschichte zu begreifen, um eine Rückeroberung zu beginnen, eine Rettung, eine Entdeckungsreise, eine Recherche.

Katja Petrowskaja eröffnet ihren Text am Berliner Hauptbahnhof und lässt den Leser nicht im Zweifel, dass diese, mit dem Warschau-Express geplante Reise, weder ein harmloses Vergnügen sein kann, noch ein harmloses Vergnügen sein wird. Im Bahnhof deutet die Erzählerin auf den fett den Rundbogen der Halle markierenden Willkommensgruß der Firma „Bombardier“. „*Bombardier. Willkommen in Berlin*“. Die Gedanken der Abreisenden kreuzt ein alter Herr, der die Erzählerin in ein Gespräch über die Bomben des letzten Krieges verwickelt. Beim Wort Krieg setzt sich der Warschau Express Richtung Osten in Bewegung, und die Autorin ist unterwegs zu ihrer Geschichte, oder genauer, zu den Menschen, die vor ihr gelebt haben, um ihr eine Geschichte zu geben. So ist die Erzählerin, wie unzählige vor ihr aufgebrochen, um die Gewissheit dem Ungefähren vorzuziehen, um der mündlichen Überlieferung oder den zahlreichen leicht

abweichenden Überlieferungen einen eigenen Rahmen zu geben, und den Ursprung der Familie zu finden und damit einen großen Bogen zu uns allen zu schlagen, zu sich selbst und jedem von uns.

Die Erzählerin sucht während der Reise zu ihrer Familiengeschichte Orte in Polen, Russland und in der Ukraine auf. Sie findet Menschen, Archive und Fotos, die belegen, dass von der Vergangenheit wenig übrig geblieben ist, weil der Krieg der Vergangenheit, im Wortsinn, den Boden unter den Füßen weggeschossen und im großspurigen Gestus der Geschichtsverleugung zubetoniert hat. Die Autorin beschreibt, und das ist Teil ihrer erzählenden Kunst, wie aus verblichenen Beweismitteln die Fundamente der Phantasie werden, wie diese den Scheitelpunkt der Fiktion bilden und zur Selbstvergewisserung beitragen.

Die Suche nach der 1905 in Warschau geborenen Großmutter Rosa, nach dem Großvater und dem Urgroßvater, stößt auf die Wege des Tötens und Schweigens, des Verlusts jüdischer Geschichte und findet – das ist einer der Gründe, weshalb Katja Petrowskaja heute mit dem Schubart-Preis geehrt wird - für diese Beschreibungen eine mutige, eine andere Sprache. Diese „andere“ Sprache ist die Sprache einer Nachgeborenen, einer russisch sprechenden, in Kiew geborenen und aufgewachsenen Frau, die seit Jahren in Deutschland lebt. Es ist in vielerlei Hinsicht ein Buch der Erkundungen. Außer der Familiengeschichte hat dieses Buch einen zweiten Hauptakteur: Die deutsche Sprache. Für die Autorin ist die Sprache das Fremde, das zu Entdeckende. Sie begibt sich auf die Reise in das Innere dieses schwer zu erobernden Kontinents. Die deutsche Sprache sei eine Liebe, sagt sie. Also nimmt die „Liebende“ diese Expedition durch das listige und tückereiche Gelände auf sich. Auf zu den Gedanken, die mit Worten ausgestattet

werden müssen, um verstanden zu werden, die von der Muttersprache in die zufällige neue Sprache übertragen werden, um über die jüdischen Eltern, und die Eltern der Eltern und wiederum deren Eltern zu schreiben. Ein Buch, das die eigenen Eltern, die in Kiew an dem uns mittlerweile bestens bekannten Maidan im 7. Stock eines 14 stöckigen Hochhauses in einer aus Büchern bestehenden Wohnung leben, und nicht lesen können, was ihre Tochter über die Geschichte der Familie geschrieben hat, weil ihnen die deutsche Sprache fremd ist.

„Vielleicht Esther“ setzt sich aus vielen einzelnen, durch die Genealogie locker miteinander verbundenen Geschichten zusammen und ist reich an Zeitsprüngen und an dem Schrecken jüdisch-deutscher Vergangenheit. Diese Vergangenheit fängt an, aber sie hört nicht auf, weil sich Geschichte verändert, aber nicht endet. Die einzelnen Geschichten handeln von Deportationen, von verrückten Morden, von einer höflichen Urgroßmutter, die wir jetzt unter dem Namen „Vielleicht Ester“ kennen. Geschichten, die nicht aufhören und nicht vorbei sein dürfen, auch weil sie von Katja Petrowskaja so erzählt werden, dass sie irgendwann einmal weitergeschrieben werden könnten. Irgendwann, wenn sich die Vergangenheit in unserer Wahrnehmung weiter verrückt und weiter verändert hat. Wenn wir in einem neuen Zeitalter leben, in dem facebook und ebay längst Legende sind. Das Unabgeschlossene der Geschichten, man könnte auch das Unfertige sagen, gibt ihnen ihre Unmittelbarkeit und Leichtigkeit. Was kann die Vergangenheit, ihr Klima, ihre Tragik und Schönheit besser und auf vielfältigere Art und Weise bewahren, als die Empathie der Literatur? Wie kann man die Vergangenheit besser am Leben halten, als durch die unabgeschlossene Gegenwart, die Katja Petrowskaja ihr gibt?

„Vielleicht Esther“ ist jedoch kein anklagendes Buch. Das liegt an dem Flirren der Sätze, an der scheinbaren Mühelosigkeit, mit der Brücken vom 19. Jahrhundert zum Google-Zeitalter geschlagen werden. „Wer flüstert uns Geschichten ein“, fragt die Autorin, „für die es keine Zeugen gibt, und wozu?“ Es sind die Varianten der Wahrheit, die der Fiktion ihre Grundlage geben. Und es ist der Grundgestus des „Fragen Stellens“, der die innere Stimmung dieses Buches ausmacht. Deshalb müssen solche Reisen angetreten werden, auch wenn nur noch wenig aufzufinden ist, außer der Gewissheit, dass dies der Ort war, an dem sich die Geschichte zugetragen hat. Das unglaubliche Massaker von Babij Jar, ein mittlerweile mit der U-Bahn zu erreichender Ort am Rande Kiews, wo 1941 während zweier kurzer Tage Ende September 33.177 Kiewer Juden von der deutschen Wehrmacht erschossen wurden. Die Schlucht von damals wurde zugeschüttet, die Leichenberge ausgegraben und später verbrannt. „Staub“, schreibt Katja Petrowskaja, „kann man nicht zählen“. Es sind Sätze wie diese, die in ihrer scheinbar unaufgeregten Totalität, dem Buch seine Tiefe geben.

Die Erzählerin sieht sich beim Beobachten zu. Sie sitzt oben und sieht alles, manchmal im Gefühl, „wie Gott aus dem Fenster des gegenüber liegenden Hauses“ zu schauen. Sie schreibt also keineswegs wie ein Historiker oder ein Reporter, sie ist eine Autorin, die Abschweifungen liebt. Von den lahmen Beinen der Babuschka wechselt sie zur Homerschen Achillesferse, dann fasst sie sich ein Herz und kommt noch näher heran an das Bild, das sich in ihrem Kopf festzusetzen beginnt. Heute sagen wir „zoomen“, aber ist es nicht viel ausdrucksstärker, „sich ein Herz zu fassen“ und „näher heranzukommen“, um genauer zu sehen. Ist das nicht sehr viel bildhafter und schöner. Und ist die Beschreibung der Vergangenheit durch die vielen Möglichkeiten der Sprache,

nicht sehr viel genauer, als das platte, alles auf der Stelle zusammenziehende:

„zoomen“?

Die Babuschka, die kaum noch laufen konnte und 1941 am Tag des Einmarschs der Deutschen in Kiew im Tempo einer Schildkröte auf die Straße geht, und weil sie den Ukrainern nicht traut und das Jiddische ihre Muttersprache ist, auf einen Deutschen Soldaten zugeht, und „Cherr Offizehr“ sagt, und dann noch allerlei höfliche Jiddische Worte hinterherschickt und sofort erschossen wird, „mit nachlässiger Routine“.

Es wird in diesem Buch nicht moralisiert, aber verschwiegen wird auch nichts. Jahrzehnte, Schicksalsgemeinschaften werden überbrückt und die Vergangenheit an unsere Gegenwart angeschlossen. So wird das Gestern in unsere Lebensnähe geholt, so ist Geschichte mehr als Überlieferung, mehr als die Beschreibung fernen Lebens, nur so entsteht direkte Nähe. „Ich wollte“, schreibt Katja Petrowskaja, „mich mit der Geschichte beschäftigen, aber ich wollte nicht, dass sich die Geschichte mit mir beschäftigt.“

Die Autorin, die auf Russisch denkt, in Polen nach ihren jüdischen Verwandten gesucht hat und von der Idee befeuert ist, auf Deutsch zu schreiben, nennt es „Glück“, sich im „Tausch, in der Verwechslung von Rollen und Blickwechseln zu bewegen“. Und natürlich in der Fremdheit der deutschen Sprache, die vielleicht ein Spiegel ist für die Distanz zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, zwischen dem Unwissen und dem angenommenen Wissen. „Ich begehrte“, schreibt Katja Petrowskaja, „so sehr, weil ich damit nicht verschmelzen konnte, getrieben von einer unerfüllten Sehnsucht, einer Liebe, die weder Gegenstand noch Geschlecht kannte, keinen Adressaten, denn dort

waren nur Klänge, die man nicht einzufangen vermochte, wild waren sie und unerreichbar. Ich begab mich ins Deutsche, als würde der Kampf gegen die Stummheit weitergehen....“

Mir scheint, dass diese Geschichte, zu der Sie, liebe Katja Petrowskaja, im dramatischen Jahr 1989 im Alter von 19 Jahren in Richtung Polen aufgebrochen sind - Sie sehen mir hoffentlich nach, wenn ich das jetzt so nenne - : Sie *erzogen* hat. Oder *hineingezogen*, von einer Welt in die andere. Sie erkannten sich selbst als jüngstes Glied einer Familie von selbstlosen Menschen – so würden Sie das natürlich nie nennen – aber wie sollte man Taubstummenlehrer sonst bezeichnen? Sind Sie so skeptisch oder besser skrupulös im Umgang mit sich selbst und der neuen Sprache, weil man in ihrer Familie über Generationen, um den Beruf des Taubstummenlehrers auszuüben, nicht die Worte benutzte, sondern zur Verständigung die Gebärde einsetzte? Sind die Worte für Sie Zeichen, ist das der Hintergrund für die Einordnung der Sprache in das Fach „Fiktion“?

„Die grammatikalische und syntaktische Ordnung der Sprache, ihre Subjekte, Prädikate, Objekte, Kausal- und Konditionalbeziehungen – all dies bezeichnete der Philosoph Ludwig Wittgenstein als die „Verführung des Denkens durch die Sprache“, und er, der zeitweilige Volksschullehrer, beschimpfte die Sprache als die „versteinerten Grundirrtümer der Vernunft“. Katja Petrowskajas Vorfahren lehrten, 7 Generationen, 200 Jahre lang, Taubstummen die Gebärdensprache. Sie übersetzten Wörter in Zeichen. Sie nennen das in ihrem Buch „Pflicht der selbstlosen Hingabe“, aber auch: in der selbstlosen Hingabe gefangen. Ihre Mutter ist Geschichtslehrerin, und Sie, Katja Petrowskaja schreiben die „Geschichten“ auf. Das ist in der Folge die absolut logische Konsequenz.

„Wenn ein Kind mich fragte, ob es die Erde schon vor meiner Geburt gegeben hat, so würde ich ihm nicht antworten, die Erde existiert erst seit meiner Geburt, sondern sie habe schon lang, lang vorher existiert. Und dabei hätte ich das Gefühl, etwas Komisches zu sagen. Etwa, wie wenn das Kind gefragt hätte, ob der und der Berg höher sei als ein sehr hohes Haus, das es gesehen hat. Ich könnte“, so schreibt es Ludwig Wittgenstein in seinen „Vermischten Bemerkungen über die Gewissheit“, „Ich könnte nur dem die Frage beantworten, dem ich erst ein Weltbild beibrächte. Wenn ich nun die Frage mit Sicherheit so beantworte, was gibt mir diese Sicherheit?“ „Ich glaube, dass ich Ahnen habe und dass jeder Mensch Ahnen hat ...“ und jetzt verlassen wir Wittgenstein und seiner komplexen Erforschungen der „Gewissheit“ und reisen im gleichen Forschungsauftrag weiter mit Katja Petrowskaja, die ihre Ahnen gesucht hat, von denen sie nichts wusste, „wirklich keine Ahnung“, kein Gewissheit also, aber doch ein Weltbild.

Sie reiste nach Osten, weil die Ahnen vor hundert Jahren von dort nach Warschau und dann weiter nach Osten gezogen sind, und irgendwann werden wir allerdings erst ganz am Ende des Buches einer Frau begegnen, deren Vornamen niemand kennt, weil sie von ihren Kindern einfach nur Babuschka genannt wurde und keinen Vornamen brauchte. Und dann niemand mehr wusste, wie ihr Vorname eigentlich gewesen war, weil keiner, der es wissen könnte, überlebte. Wie schön also die Namensgebung als späte Rehabilitation, seit 2014 unter dem Namen „Vielleicht Esther“ eingeschleust in die Literatur. Die Babuschka hat einen Namen mit einem „vielleicht“ davor bekommen. Esther, einen schönen Namen aus dem Alten Testament.

„Vielleicht Esther“ sei keine Literatur, sagten Sie, nachdem sie im Frühsommer 2013 den Ingeborg Bachmann Preis in Klagenfurt erhalten hatten und im Frühjahr 2014 ihr Buch erschien. Davor kannten nur die Leser der „Frankfurter Sonntagszeitung“ ihren Namen durch Ihre auffallend präzisen und auffallend geschliffenen Wortmeldungen. Fiktiv sei, behauptet sie, in den „Geschichten“ nichts, fiktiv sei nur die Sprache. Das ist eine ebenso intelligente, wie genaue Differenzierung

Es sind die Mutmaßungen, meine Damen und Herren, den die Blicke auf das eigene Leben und rückwärts in die Vergangenheit lenkte. Aber jetzt haben wir noch nicht über die Frau gesprochen, die in der Ukraine geboren wurde, mit der russischen Sprache und der russischen Literatur aufgewachsen ist, in Estland studierte und in Moskau promovierte. Als der Konflikt um die Ukraine in Kiew auf dem Maidan begann, wurde sie in die Talkshows gezogen: Mit dem Herzen bei ihren Eltern in Kiew und mit dem Verstand bei der Analyse der komplizierten politischen Verhältnisse. Ihrem Zögern vor eindeutigen und griffigen Antworten war anzuhören, dass es für diesen Konflikt keine griffigen Antworten gibt, zwischen Russland, Europa und der Ukraine.

6000 Tote, war vor kurzem zu lesen, habe die kriegerische Auseinandersetzung schon gefordert - nicht gezählt die Verletzten, und schon gar nicht gezählt die seelisch Verletzten. Und es ist kein Ende abzusehen.

Vielleicht muss man sich Geschichte wie ein Palimpsest vorstellen, wie die ständige Überschreibung des Vergangenen. Wie den Text, der auf dem Buchumschlag abgedruckt wurde, als eine Ansammlung über- und durcheinander geschriebener und wieder durchgestrichener Worte. Geschrieben hat das eine der im Buch als Zeuginnen auftauchenden Babuschkas. Fast erblindet saß sie am Fenster und schrieb und schrieb und überschrieb und konnte nie lesen, was sie geschrieben hatte. Und nun hat Katja

Petrowskaja die verborgene Schrift an die Oberfläche geholt, für sich selbst, für uns, für die nachfolgende Generation. Denn, so schreiben Sie auf Seite 30: „Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen.“ „Vielleicht Esther“ ist ein modernes Geschichtsbuch.

Dafür bedankt sich mit großer Anerkennung die Jury: Irene Ferchl, Michael Kienzle, Irene Niessen, Ulrich Rüdener, Hans Kilb, Timo Brunke, die Laudatorin.

Und die Stadt Aalen mit dem größten und wichtigsten Preis, den sie vergibt: den Schubart-Preis.